

TAKIS WÜRGER



STELLA

ROMAN | HANSER

Am frühen Morgen am Tag nach Neujahr erreichte ich Berlin. Die Frühstückseier im Speisewagen waren hart gewesen und hatten nach Fisch geschmeckt. Ich ging vom Anhalter Bahnhof zum Brandenburger Tor. Die Straßen waren breit und man sah nicht, wohin sie führten. Berlin roch nach Kohle, nach Harzseife, nach dem Duft der mobilen Holzgasöfen, Bohnerwachs und gekochten Rüben.

Als ich in eine Wirtschaft ging und ein Glas Chasselas bestellte, sagte die Kellnerin: »Wat?«

Der Elfenbeinbrunnen im Hotel war kleiner, als ich gehofft hatte. Der Oberpage grüßte mit dem Wort »Exzellenz«. Ich war erleichtert, dass er keinen Hitlergruß zeigte.

In der Empfangshalle standen ein Zeitungsverkäufer und ein Blumenhändler hinter ihren Ständen. Der Empfangschef trug einen Gehrock, er hatte nach hinten gekämmtes, welliges Haar, senkrechte Sorgenfalten auf den Wangen und grüßte mich mit Namen und einem satten Handschlag.

Die Pagen trugen Frack und glänzende Krawatten. Der Fahrstuhlführer hatte nur einen Arm. Ich schenkte ihm den Korb mit Honigkuchen. Als der Mann sich drehte, um mir die Hand zu geben, sah ich, dass er um den vorhandenen Arm eine Stoffbinde mit dem Hakenkreuz trug.

Ich bezog mein Zimmer und stellte am Südfenster meine Staffelei auf, die ich zusammen mit einem Schrankkoffer mit einem Kurier vorausgeschickt hatte. Die Kohlestifte hatte ich in einer alten, mit Watte ausgelegten Zigarrenkiste meines Vaters in meiner Reisetasche getragen.

Am gleichen Nachmittag ging ich ins Scheunenviertel. Ich betrachtete die orthodoxen Juden mit ihren schwarzen Hüten und schwarzen Mänteln und stand bis nachts im Schatten der Gaslaternen. Am nächsten Tag trank ich Zichorienkaffee in einer Wirtschaft am Hackeschen Markt und blickte aus den Fenstern auf die vorbeifahrenden Wagen. Am Tag drauf saß ich auf den Treppenabsätzen vor der Berliner Börse, bis meine Zehen kalt wurden. Einen Möbelwagen sah ich nicht.

Am ersten Montag des Jahres ging ich, bepackt mit einem Rucksack aus glattem Leder, zur Kunstschule Feige und Strassburger in der

Nürnbergger Straße hinter dem Kaufhaus des Westens. Die Fassade war mit Stuck verziert, der durch Feuchtigkeit im Gemäuer an einigen Stellen bröckelte.

Bevor ich eintrat, stand ich einen Moment auf der gegenüberliegenden Straßenseite und dachte an Mutter. Ich dachte an Vater und seine Abschiedsworte, die er nicht gesagt hatte.

Der Türknauf war aus Messing.

Die Frau im Sekretariat trug eine an den Gläsern verschmierte Brille. Ich sagte, ich würde gern Zeichnen lernen.

»Wollen Sie vielleicht gleich mitzeichnen?«

»Einfach so?«

»Heute ist offene Zeichenwerkstatt, eine Aktstudie. Da können Sie gar nichts falsch machen. Sie müssen sich einfach nur überlegen, wie Sie sie sehen wollen.«

In einem Raum, der nach Ölfarben roch, saßen fünf Menschen an Staffeleien und zeichneten. Ich verharrte einen Moment in der Tür und schaute nach vorn.

In der Ecke stand ein Kachelofen, der wegen der Kohlenknappheit kalt blieb. Mein Atem kondensierte zu Wolken. Auf den stumpfen Dielen sah ich graue Farbleckser von den Versuchen anderer Menschen, in diesem Raum Wirklichkeit einzufangen. Die Dielen knarzten, aber niemand schaute zu mir. Ich behielt meinen Mantel an, als ich mich an eine leere Staffelei setzte.

Meine Fingerspitzen waren taub, ich hauchte sie an, mir wurde warm im Gesicht, trotz der Kälte. Alle schauten nach vorn.

Der Pelz, auf dem sie lag, war dunkel und zu kostbar für einen Raum in dieser Zeichenschule und für die Zeit, in der wir lebten.

Die Frau lag auf der Seite, stützte mit einer Hand ihr Kinn und schaute an allen vorbei in die Leere des Raumes. Ab und zu hustete sie.

Ich schaute sie an. Wie ihr Haar fiel. Welche Linie sich zwischen ihrer Schulter und ihren breiten Hüftknochen gegen die dunkel gestrichene Wand abzeichnete, wie ihre Haut das Licht einfing.

Sie war ein wenig runder als das Schönheitsideal, vor allem an den Knien.

Ich dachte an ein Gemälde von Peter Paul Rubens, an die nackte Frau darauf, ich hatte es als Junge mit Mutter im Louvre gesehen, den Titel

hatte ich vergessen.

Einmal lächelte die Frau auf dem Pelz für einen Moment, ich konnte die Lücke zwischen ihren Schneidezähnen erkennen. Aber ihr Gesicht würde lächelnd auf einem Bild nicht richtig aussehen. Dieses Gesicht würde am schönsten sein, wenn die Frau weinte.

Neben mir, an den anderen Staffeleien, saßen die Schüler und zeichneten. Die Kohle schmolz in meinen Fingern. Kurz kniff ich ein Auge zu und versuchte, die Frau als Form und Fläche anzuschauen. Ich mochte ihre kleine Nase. Ich versuchte, mich zu erinnern, wie das funktionierte, zeichnen. Nach ein paar Momenten schaute ich sie einfach an. Meine Narbe verbarg ich hinter der Staffelei.

Am Ende der Stunde erhob sie sich und nahm ein Baumwolltuch, das ein Mann ihr hinhielt. Sie wickelte sich nicht darin ein, sondern faltete es und legte es sich über den Arm. Sie ging nackt aus dem Zimmer.

Ich rollte den leeren Bogen Ingrespapier zusammen und steckte ihn in meinen Rucksack.

Später stand die Frau draußen, nun angezogen, und war umringt von drei Männern, die scherzten und dabei laut waren. Sie rauchte und schaute auf die andere Straßenseite. Ich nickte zum Abschied. Sie sah mich nicht.

Der Wind blies durch meinen Mantel und störte mich kaum, als ich zur Bahnhaltestelle ging. Es begann wieder, in feinen Flocken zu schneien.

Auf dem Weg sah ich an einer Hauswand ein Plakat, darauf war eine hellhaarige Frau zu sehen, von der ich glaubte, sie würde dem Mädchen aus der Zeichenschule ähneln. Auf dem Plakat stand: »Die deutsche Frau raucht nicht, die deutsche Frau trinkt nicht und die deutsche Frau schminkt sich nicht!«

\*

*1. Fall: Frau Steiner mit 4 Kindern*

*Frau Katz mit 2 Kindern*

*Frau Gelbert mit 1 Kind*

*Frau Herschendörfer mit 1 Kind*

*Zeuginnen: 1. Gerda Kachel, 2. Elly Lewkowicz*

*Die Zeuginnen Gerda Kachel und Elly Lewkowicz waren zusammen mit der Angeschuldigten bei der Firma Siemens beschäftigt, lebten jedoch illegal. Sie hielten sich tagsüber bei Aron Frzywczik in der Schönhauser Allee 152 auf. Sie begaben sich in die Lothringer Straße 24—35, um eine Frau Steiner zu besuchen. Sie fanden die Wohnung versiegelt vor. Von dem schräg gegenüber wohnhaften Willi Israel erfuhren sie, daß die Angeschuldigte und Rolf Isaaksohn die Wohnung Steiner, in der zahlreiche illegal lebende Juden verkehrten, längere Zeit beobachtet hätten. Eines Tages habe die Geheime Staatspolizei in Anwesenheit der Angeschuldigten und Rolf Isaaksohns folgende Juden aus der Wohnung abgeholt:*

*Frau Steiner mit 4 Kindern*

*Frau Katz mit 2 Kindern*

*Frau Gelbert mit 1 Kind*

*Frau Herschendörfer mit 1 Kind*

*Diese Personen wurden nach Auschwitz deportiert. Als die Zeugin Kachel kurz darauf selbst in Auschwitz eintraf und sich dort nach ihnen erkundigte, erfuhr sie, daß bereits alle vergast worden waren.*

*Bl. II/162—163*

*Bl. I/16,38, 182, 184*

\*

Der Wagen rumpelte und quietschte, von innen waren die Scheiben beschlagen. Ich setzte mich an einen Fensterplatz, wischte mir mit der flachen Hand ein Guckloch und legte die Stirn an das kalte Glas. Draußen sah ich Männer in Uniform und Schaftstiefeln, Frauen in Mänteln, die bis zum Boden reichten, Litfaßsäulen voller Plakate, die für Persil warben (»Wäsche Waschen Wohlergehen«), für Fotoapparate (»Fessellos fotografieren mit Zeiss Ikon Kleincameras«) und für etwas, das ich nicht kannte und das der Vergrößerung weiblicher Brüste dienen sollte (»Schöne Büstenform durch Rondoform«).

An jedem Mast und an vielen Häusern wehten Fahnen mit dem Hakenkreuz. Ein Doppeldeckerbus fuhr vorbei, auf dem »Coca-Cola« stand. Aus den Gullideckeln dampfte es.

Neben mir in der Bahn stand eine Frau mit einem Stern auf ihrem

Mantel. Sie stand, obwohl kaum Fahrgäste in der Bahn waren und viele Sitze frei blieben.

»Bitte setzen Sie sich«, sagte ich.

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich bitte Sie«, sagte ich.

»Ich darf nicht«, sagte sie.

Ich schämte mich, weil ich sitzen durfte, und schaute die Frau nicht mehr an.

Ich fühlte mich ihr fern und fragte mich, wie ich dieses Gefühl der Einsamkeit überwinden würde, das auf mir lag, seit ich aus dem Nachtzug gestiegen war. Die Fahnen, die hohen Gebäude, die Menschen mit dem Stern, der Lärm, der Geruch, das alles war mir fremd. Aus der Entfernung hatten die Deutschen groß gewirkt, aus der Nähe wirkten sie so klein wie ich. Groß waren nur die Kulissen, die Fahnen vor allem. Die deutschen Fahnen waren sehr groß. Ich nahm mir vor, bald weiterzureisen.

Sie setzte sich lautlos neben mich, so nah, dass die Haare des Pelzes an meiner Hand kitzelten.

Ich drehte mich und schaute in ihre Augen. Sie war jung, fast noch ein Mädchen.

Sie konnte aus ihrem Blickwinkel meine Narbe nicht sehen. Schnell schaute ich zur Seite und sah mein Spiegelbild in der Fensterscheibe. Ich traute mich nicht, mich zu der Frau zu drehen, weil sie mein Gesicht gesehen hätte. Ihre Schultern waren nach vorn gefallen, als fröstelte sie. Ihr Atem roch nach Kirschwasser. Sie streichelte über meinen Ärmel.

»So schön weich«, sagte sie.

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Eine Zeit lang saßen wir still nebeneinander.

»Darf ich vielleicht bitte sehen, wie du mich gemalt hast?«, fragte sie. Sie berlinerte, sie sagte »jemalt«. Ich tat erst nichts, saß nur da und schüttelte dann den Kopf. Die Packung Kaffeebohnen lag in ihrem Schoß, sie hielt sie fest mit beiden Händen.

»Guck mal, ich hab eine ganze Packung Bohnenkaffee fürs Modellsitzen bekommen.«

Sie zupfte eine Fluse aus ihrem Pelz. Ich dachte an den leeren Bogen